ZEN FORUM WASSER mit Alexander Poraj

Die (Un)möglichkeit, uns zu verstehen
1 Das Wirklichkeitsverständnis
Vortrag 3. Sept, 2024 (Zusammenfassung von K. Stotz)

Alexander Poraj leitet den Vortragszyklus mit zwei Bemerkungen ein: Wir werden am Ende mit mehr Fragen als Antworten herauskommen – alles wird geheimnisvoller. Mit Sprache lässt sich zwar kein «Wesen der Wirklichkeit» erfassen (das Wort Brötchen ersetzt nicht das Brötchen), dennoch kann Sprache hilfreich sein, indem sie eine Landkarte anbietet, um sich zurechtzufinden und bewusster zu werden, was Zen ausmacht im Unterschied zu anderen Richtungen.

Im ersten Vortrag geht es um das Wirklichkeitsverständnis des Chan, wie es sich in China entwickelt hat. Generell gilt, dass das Verstehen von Wirklichkeit jemanden voraussetzt, der etwas zu sehen glaubt. Was «Ich» und «Wirklichkeit» dabei sein sollen, wird in den verschiedenen Traditionen unterschiedlich gesehen.

In der westlichen Kultur wird Wirklichkeit häufig als «die Ansammlung von allem, was ist», gesehen. Die westliche Philosophie und andere Anschauungen suchen demgemäss nach einer Ursache von dem, was ist. Wer ist «der Beweger», der selber nicht bewegt worden ist? Wer bringt die Wirklichkeit hervor, wohin geht sie zurück? Hinter dem Wesen der Wirklichkeit muss es ein Wesen geben, das grösser, stärker und umfassender ist als das Hervorgebrachte.

Diese Anschauung ist die Grundlage der drei monotheistischen Religionen. Sie sehen Gott als Verursacher der Schöpfung. Die Frage, wohin das Geschaffene geht, zielt auf die Vorstellung von Erlösung. Das Interesse in diesen Religionen gilt nicht so sehr der momentanen Wirklichkeit als ihrem Vorher und Nachher.

Die Naturwissenschaften hingegen haben die Wirklichkeit in den Mittelpunkt des Forschens gestellt. Auch hier ist die Frage nach der Wirklichkeit jedoch letztendlich ungelöst. Kausal denkend (Ursache und Wirkung), möchten wir sie verstehen, aber in keinem Wissenschaftsbereich wissen wir wirklich etwas. Es gibt letztlich keine Erkenntnis der Ursache von dem, was ist. (Beispiel: Was war denn vor dem Urknall?)

Auch in Buddhas Indien wurde kausal gedacht (wobei es hunderte verschiedener Glaubensrichtungen gab): das Ursache-Wirkungsprinzip zeigt sich einerseits in der Karma-Lehre, die eine Substanz voraussetzt, andererseits im Glauben an Brahman, welcher aus sich die Erscheinungen entstehen lässt, die wieder in ihren göttlichen Ursprung zurückfinden sollen.

Chan (jap. Zen) beruft sich auf Buddhas Kern-Erfahrung, das Erwachen. Das Lebendighalten der Einsicht ist das Hauptthema des Chan. Es entwickelt eine Didaktik, wie man in diese Einsicht gelangen kann.

Was hat Shakyamuni gemeint mit seinem Erwachen? Er übte im hinduistischen System und konnte darin die Frage, warum wir leiden, nicht lösen. Er war verzeweifelt und wollte sterben. Die Einsicht, die er schliesslich allein fand, lautet: «Was ich gesehen habe, edle Mönche, ist: Wenn das, dann das.» Er beginnt mit dem Prinzip von Ursache und Wirkung, aber nun setzt er dazu: «Wenn jenes, dann dies, wenn dies nicht dann jenes nicht». Die Wirklichkeit wird nicht als ein Nacheinander von Ereignissen gesehen (kausal), sondern «bedingt jetzt» (konditional). Es gibt nichts an sich, aus sich heraus, begrenzt, unabhängig oder von Dauer. Auch nicht das Göttliche! Alles existiert nur als wechselbedingte Erscheinung. So gibt es beispielsweise keinen Schnee an sich, kein «Wesen» des Schnees. Dies hatte eine immense Konsequenz für das Ich-Verständnis.

Buddhas Lehre von Anatta (kein Selbst) war gegen das brahmanische Glaubensverständnis gerichtet.

500 Jahre später wird die Anatta-Lehre zugespitzt von Nagarjuna (17. indischen Zen-Patriarch). Anatta wird zu Shunyata (Leerheit). Dabei ist zu beachten, dass die Dinge nicht «in der Leere» sind oder aus der Leere kommen. Gott wird nicht durch die Leerheit ersetzt. Dies wird in Zen-Gruppierungen oft irrtümlich gesehen – Leerheit ist keine Ursubstanz.

Auf Nagarjuna geht das aus mehreren hundert Sutren kondensierte Herzsutra zurück, in dem Avalokiteshvara, der im Mahayana hoch verehrte Bodhisattva des Mitgefühls, in der «Übung der Weisheit» die Leere der fünf Skandhas (Daseinsfaktoren) erkennt und mit dieser Einsicht alles Leiden überwindet. Qualitäten wie Mitgefühl waren bald wieder als «Substanzen» gesehen worden, die kultiviert werden sollten: Wir sollen uns so verhalten, dass wir eine wesenhafte Qualität verkörpern und so mit der Zeit Nirvana erreichen.

Im Herzsutra unterrichtet Avalokiteshvara Buddhas Schüler Shariputra mit dem doppelten Paradox «Form ist Leerheit, Leerheit ist Form». Die Identität drückt aus, dass Form und Leere gleichzeitig und bedingt existieren, und die Formen nicht einem Schöpfungsakt der Leerheit entspringen. So ist auch die Formulierung «ich mache die Erfahrung von Leerheit» ein Irrtum, dann wäre sie ein Etwas.

Zum Zen übergehend erläutert Alexander, dass Chan die Liebe zum Detail ist: das Kleinste *ist* es. Nichts ist verschiebbar, nichts könnte anders sein. Das Sosein kennt keine Alternative. Alles ist genau so, wie es ist. Damit bietet Zen auch keine Metaphysik und keinen Weg an: es ist immer schon. Die Zen-Didaktik führt dazu, dass wir dies unmittelbar vollziehen – wir realisieren, wie die Wirklichkeit sich ständig ereignet.

Der sechste chinesische Zen-Patriarch Huineng übernahm den Kern des Herzsutra und war nach Alexander der Gründer des Chan. Anhand der beiden bekannten Gedichte von Shenxiu und Huineng zeigt er den Unterschied auf zwischen der Idee der allmählichen Entwicklung und dem Verständnis der Leerheit.

Zusammenfassend führt Alexander aus, dass Shakyamuni aus irrtümlichen Ansichten über die Wirklichkeit erwacht ist und es dabei nicht um einen «besseren Zustand» geht. Nirvana ist im Herzsutra kein Ziel: «Jenseits aller Illusionen ist Nirvana», nicht jenseits der Wirklichkeit.

Alles wird entheiligt und aus der Transzendenz zurückgeholt. Es ist sozusagen eine «vollständige Bauchlandung in der Wirklichkeit». Alle Gemäuer werden eingerissen, und wir sind in einer geheimnisvollen, nicht verstehbaren, nicht erfassbaren Wirklichkeit.